Zeitzeichen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **101 (2014)**

Heft 3: **Wald und Holz = La forêt et le bois = Woods and timber**

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

In der Behälterstadt

1933, kurz nachdem die Weltwirtschaftskrise auch auf die Schweizer Baukonjunktur durchgeschlagen hatte, widmete Werk-Redaktor Peter Meyer dem Fabrikbau ein eigenes Heft. Wir reproduzieren seine Einleitung zu einer Serie damals aktueller Industriebauten. In dieser Bauaufgabe sah Meyer das ideale und weithin unbestrittene Anwendungsfeld für die Architektur des Neuen Bauens; denn im Fabrikbau folge die Form der Funktion und die Architektur bilde die wirtschaftlichen Gegebenheiten unmittelbar ab. Mit seiner «thematischen Reinheit» sei der Fabrikbau deshalb den Architekten besonders teuer. 80 Jahre später besucht der Stadtwanderer Benedikt Loderer eine real existierende Industriezone am Rand von Biel – und findet eine «Behälterstadt» ohne Hierarchien und ohne architektonischen Anspruch. Was ist aus dem Optimismus von 1933 geworden?

Benedikt Loderer

Zu behaupten, die Industrie- und Gewerbegebiete seien chaotisch, ist eine Beleidigung des Rechtsstaats. Alles gehorcht der Bau- und Zonenordnung – und der Wirtschaftsförderung. Da jedes Grundstück einen Eigentümer hat, muss es auch eine Nutzung haben. Darum gibt es keinen Quadratmeter Schweizerboden, der nicht in einer Zone Dienst tut. Die Industrie- und Gewerbezonen, um die es hier geht, sind gesund. Für die Bevölkerung erstens, da sie von Lärm, Staub und Russ befreit wird, und für die Gemeindekasse zweitens, da Arbeitsplätze Steuern verheissen. Das Argument «Arbeitsplätze!» ist das Zauberwort, das alle Bedenken in Zustimmung verwandelt. Doch statt allgemeiner Betrachtungen sei hier ein konkreter Fall dargestellt, das Bözingenfeld im Osten der Stadt Biel.

Dort war einst nichts, genauer: eine Ebene mit magerer Landwirtschaft. Die Dörfer lagen an den Rändern. Die Landstrasse folgte dem Jurasüdfuss und die Eisenbahn seit 1857 dem Hang des Molassehügels gegenüber. 1927 kaufte das «rote Biel» hier rund 230 000 Quadratmeter Land für den kommenden Flughafen Biel-Bienne. Daraus wurde zwar nur ein bescheidenes Flugfeld, das 1963 aufgehoben wurde, aber es blieb eine beachtliche Landreserve zurück. 1967 stimmten Biels Männer der Umwandlung in eine Industriezone zu. Industrie allerdings gab es erst an den Rändern: Die Stadt war weit weg, vier Kilometer weiter westlich.

Landeigentum ist ein wirksameres Planungsinstrument als hoheitliche Festsetzungen. Die Stadt Biel hat während Jahrzehnten eine gradlinige Bodenpolitik durchgehalten. Es gilt der politische Grundsatz, dass der Boden strategisch einzusetzen sei und nicht zum Löcherstopfen missbraucht werden darf. Was aber heisst strategisch? «Die Wertschöpfung konzentrieren», sagt der Wirtschaftsförderer, im Klartext: möglichst viele Arbeitsplätze pro Quadratmeter. Da die Stadt über das Land verfügt, kann sie aussuchen, wem sie es abgibt. Neue Arbeitsplätze schaffen in Biel vor allem Bieler Firmen, sprich die schon vorhandene Uhren- und Präzisionsindustrie. Ausbauen, nicht Anlocken. Wer nur eine billige, eingeschossige Halle und möglichst viele Parkplätze will, wird abgewiesen. Biel kann es sich heute leisten, wählerisch zu sein. Der Stadtpräsident Erich Fehr fasst zusammen: «Das Bözingenfeld soll sich zu einer echten Premium-Industriezone entwickeln.»

Der Stadtbaustein

Wie sieht eine Premium-Industriezone aus? Der Stadtwanderer macht sich auf, sie zu besichtigen: Er geht durch die Behälterstadt. Der Behälter ist der Stadtbaustein im Bözingenfeld. Das Bildungsgesetz ist einfach: Teile das rund vier Quadratkilometer grosse Gelände in Baufelder ein, die

Fabriken

Vor allen andern Bauaufgaben haben Fabriken das Privileg, eindeutige Bauaufgaben zu sein. Historische Vorläufer, die zur Nachahmung verpflichten oder verführen, sind nicht vorhanden, und auch die Rücksicht auf den privaten Geschmack und das Geltungsbedürfnis des Bauherrn spielt eine sehr viel geringere Rolle als bei Wohnhäusern und repräsentativen Verwaltungs- und Staatsgebäuden. Das Bauprogramm mag von äusserster technischer Kompliziertheit sein: es ist immer noch einfach, verglichen mit dem Bauprogramm des einfachsten Wohnhauses, denn alle noch so komplizierten Anforderungen, die an ein Fabrikgebäude zu stellen sind, bewegen sich auf der gleichen Ebene der technischen und finanziellen Zweckmässigkeit, und der Bau wird um so besser, je weniger Gefühlsmomente das rationale Räsonnement durchkreuzen, das hier, wenn irgendwo, am Platz ist und das geradezu die Sauberkeit der Lösung ausmacht. Auf dem Gebiet des Fabrikbaus liegen denn auch schon eindeutige Lösungen vor, und hier darf man wirklich vom «Sieg des neuen Baustils» sprechen, da diese modernen Fabriken nicht wie moderne Wohnhäuser erst die Zustimmung kleiner weltanschaulich interessierter Gruppen, sondern die Billigung der breiten Oeffentlichkeit und der Geschäftskreise finden. Während man früher jede Fabrik mit Recht als eine Störung des Landschaftsbildes empfand, lässt sich das von modernen Fabriken nicht mehr sagen. Die früheren Fabriken, die durch Uebernahme von Kompositionsprinzipien und Ornamenten sich dem Typus der Villa, des Schlosses oder sonst Monumentalgebäudes anzuschliessen suchten, mussten notwendigerweise den Maßstab einer Siedlung verderben; die moderne Fabrik, die auf diese Monumentalität verzichtet, verdirbt ihn nicht, weil sie gar nicht der gleichen Formenkategorie angehört wie die Wohnhäuser.

Die Fabrik in Küsnacht (S. 4 und 5) müsste unweigerlich klotzig wirken und alle Nachbargebäude zwergenhaft erscheinen lassen, wenn sie durch Uebernahme der gleichen Dachform Verwandtschaft mit diesen Bauten vortäuschen wollte — wie wir dies an so vielen Schulhäusern aus der Vorkriegszeit sehen, die die Dachform der Bauernhäuser imitieren und damit ihren Maßstab ins Kolossale verzerren. Gerade weil diese Küsnachter Fabrik nur Fabrik und nicht «Haus» sein will, passt sie sich dem Landschaftsbild vortrefflich ein, sie wahrt den Maßstab der Siedlung, weil sie darauf verzichtet, mit dem Maßstab der Privathäuser gemessen zu werden.

Das einzige Moment, das neben dem der reinen Zweckerfüllung für Fabrikbauten noch in Betracht kommt, ist das der Reklamewirkung. Es ist die gewiss sauberste Lösung des durchaus legitimen Reklamebedürfnisses, wenn es ganz direkt durch Aufschriften, Anleuchtung usw. befriedigt wird, also durch ausdrückliche Reklamemassnahmen, nicht aber indirekt dadurch, dass man den Baukörper als solchen durch künstliche Monumentalisierung oder Sensationierung der Bauformen zur Reklamewirkung heranzieht. Während die schweizerischen und schwedischen Beispiele, die wir abbilden, auch in dieser Hinsicht reine Lösungen darstellen, dürften Reklamerücksichten bei der Brauerei in Saarbrücken, den holländischen Fabriken und noch mehr bei der Parfümeriefabrik Phebel eine viel grössere Rolle gespielt haben. Ein gewisses theatralisches Raffinement ist unverkennbar, und so geschickt es vorgetragen ist: sein Fehlen bei den übrigen Beispielen erscheint als besonderer Vorzug.

Es ist begreiflich, dass der Fabrikbau durch seine thematische Reinheit den modernen Architekten besonders teuer ist, und von hier aus dürften auch einem vernünftigen Laien die Absichten der modernen Architektur am leichtesten erschliessbar sein, wenn man ihm sagt, dass der moderne Architekt versucht, die sehr viel kompliziertere Aufgabe eines Wohnhauses genau so direkt und prätentionslos zu lösen, wie hier das viel einfachere Programm des Fabrikbaus gelöst ist, wobei die Lösungen im einzelnen selbstverständlich so verschieden sein werden wie die Aufgaben. *P. M.*

Fabrikneubauten der Tabak-, Tee- und Kaffeefabrik Erven de Wed. J. van Nelle zu Overschie (Rotterdam), Holland

Architekten J. A. Brinkman und L. C. Van der Vlugt, Rotterdam

Sehr schlechtes Baugelände, festerer Grund erst in 10 m unter der ursprünglichen Oberfläche, tragfähiger Sand erst in 16 m Tiefe, deshalb Gründung auf Betonpfählen von 18,5 m Länge. Zur Sicherheit gegen Zersetzung durch Bodensäuren wurde Hochofenzement «Schalke» verwendet. Jeder Pfahl kann mit 40 Tonnen belastet werden. Die Verwendung von Holzpfählen war schon wegen des stark wechselnden Grundwasserstandes unmöglich. Das Gebäude selbst ist ein Eisenbetonständerbau mit nichttragenden Aussenwänden, bestehend aus zwei Eisenblechen je 3 mm stark, dazwischen 33 mm Torfoleum-Isolierung. Die Fenster um eine Vertikalachse zu $^2/_3$ nach aussen, $^1/_3$ nach innen schlagend. Beglasung von aussen eingesetzt und vermittels besonderer Waschkabine zu reinigen; diese Kabine nach amerikanischem Patent läuft in Schienen, die auf dem Dach angebracht sind.

gross genug sind für die Bedürfnisse der Industrie. Merke: Wer grosse Felder hat, kann sie teilen, wer nur über kleine verfügt, findet keine grossen Firmen. Organisiere ein Strassennetz, das jedem Baufeld Anstoss an eine Erschliessungsstrasse garantiert. Je rechtwinkliger das Netz, desto besser, denn das ergibt rechtwinklige Baufelder, die rechtwinklige Behälter zulassen. Rechtwinklige Behälter sind billigere Behälter. Sie sind grundsätzlich gleichberechtigt: Eine städtebauliche Hierarchisierung ist nicht sichtbar, es gibt weder Mitte noch Eingang, Zugang genügt. Für die Orientierung sorgen keine «merkwürdigen» Bauten, sondern die Signaletik. Die Behälter sind stumm, sie senden kaum eine Botschaft aus. Der Firmenname, mehr nicht. Nur entlang der Autobahn machen sie auf sich aufmerksam.

Der Behälter steht in der Mitte des Baufelds, hält Grenzabstände und Maximalhöhen ein. Er ist sich selbst genug. Mit seinem Nachbarn hat er nichts zu tun, mit seiner Umgebung wenig. Der Behälter ist geschlossen, hat meist eine glatte Aussenhaut. Jeder Behälter ist autonom. Es gibt keine Öffentlichkeit in der Behälterstadt: Die Strassen sind Erschliessungen, kein Ort des Verweilens.

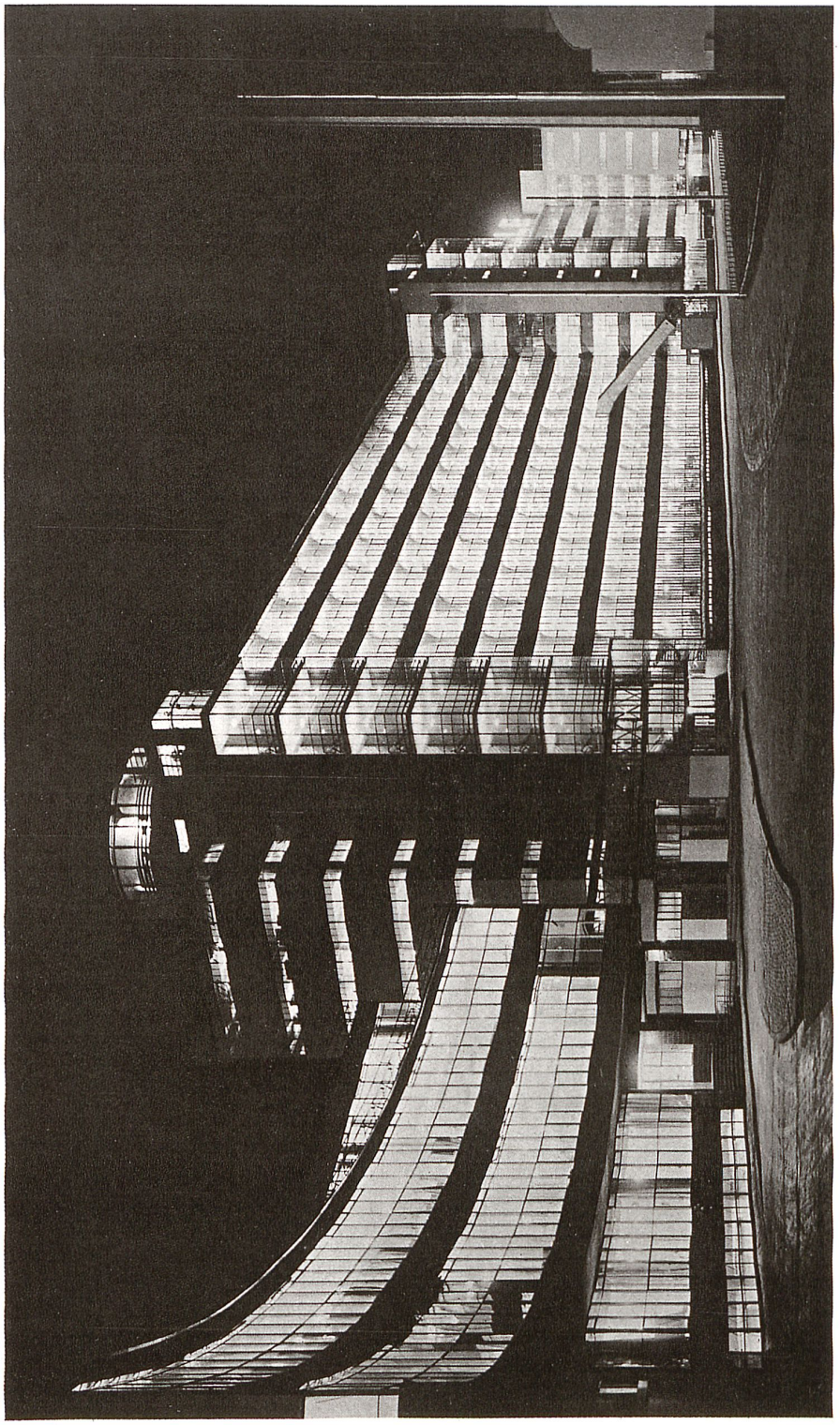
Der Grobe

Bei genauerem Hinsehen macht der Stadtwanderer drei Klassen von Behältern aus: die groben, die präzisen und die dekorierten. Die Groben sind die ältesten. In ihnen steckt die alte Industrie: Altmetallverwertung, Werkhof, Garagen, Lagerhäuser. Sie haben einen Bahnanschluss und eine Laderampe für die Lastwagen. Ein unüberwindlicher Zaun macht sie zur Festung, sie wehren die Besucher ab. Ihre Fassaden sind aus Blech oder Waschbeton, Fenster haben sie kaum. Nur wenige Räume kann man heizen. Es sind Nutzbauten ohne ästhetischen Anspruch. Niemand hat sie entworfen, sie sind von ihren Aufgaben geformt worden. Es gilt der Grundsatz: vom Möglichen das Billigste. Die meisten der groben Behälter sind banal, einige aber haben eine ungewollte, wilde Schönheit, denn sie strahlen Kraft aus.

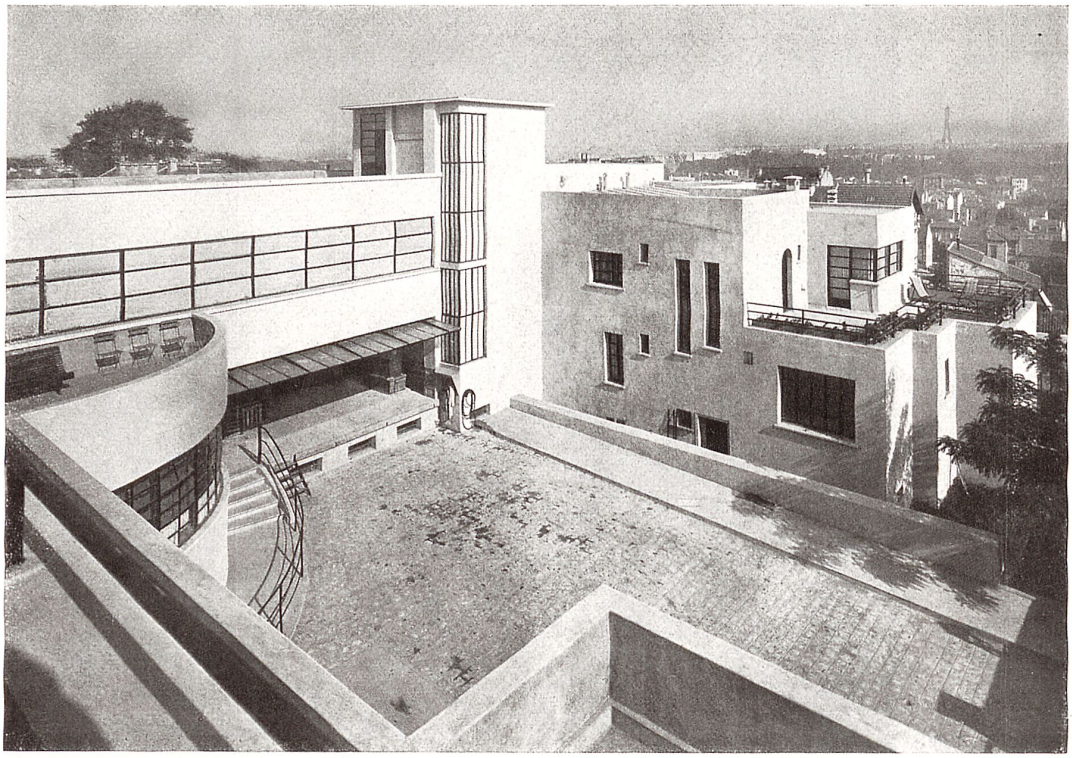
Der Präzise

Die präzisen Behälter sind neuer, sie tauchen erst nach 1960 auf. In ihrem Innern werden Uhren oder Präzisionsinstrumente hergestellt. Der präzise Behälter hat ein stillschweigendes städtebauliches Ideal, den Industriepark. Das Baufeld wird als eine mit Rasen und Büschen besetzte Grünfläche verstanden, die an Nachbars Garten stösst und mit allen weiteren einen Park bildet. Allerdings wird dieses Ideal von Parkplätzen durchlöchert: Das Grün ist Einfassung von Parkfeldern, denn ohne Parkplätze verdorrt die Behälterstadt. Der Stadtwanderer merkt: Hier ist Autoland. Die Fussgänger sind ausgestorben, die breiten Strassen leer. Wer zu Fuss geht, merkt, wie weitläufig das Gebiet ist. Das Auto setzt den städtebaulichen Massstab.

Die Zäune ums Baufeld fehlen, doch ein kontrollierter Eingang trennt die Einheimischen von den Fremden. Die Fassaden sind durchfenstert; trotzdem ist nicht zu sehen, was im Innern geschieht, denn die Gläser sind getönt und spiegeln. Hört man aus den groben Behältern zuweilen Arbeitsgeräusche, so sind die präzisen stumm. Ihre Fassaden sind sorgfältig detailliert, der Sonnenschutz ist ausgeklügelt, der Energiefluss gelenkt. Unter der Leitung eines Architekten haben Spezialisten den präzisen Behälter sorgfältig konstruiert. Nicht nur die Produkte, die im Innern gebaut werden, sind präzis, auch die Behälter selbst sind ohne Makel und genauestens gefügt, allerdings zurückhaltend und sehr anonym. Im Fall der Uhrenmarke Rolex schrieb das Bieler Tagblatt: «Optisch wird sich das Gebäude um den Bieler Architekten Jan Gebert in die Corporate Architecture von Rolex einpassen», sich in einen Glasmantel hüllen «aus grün-grau schimmerndem Spezialglas, das



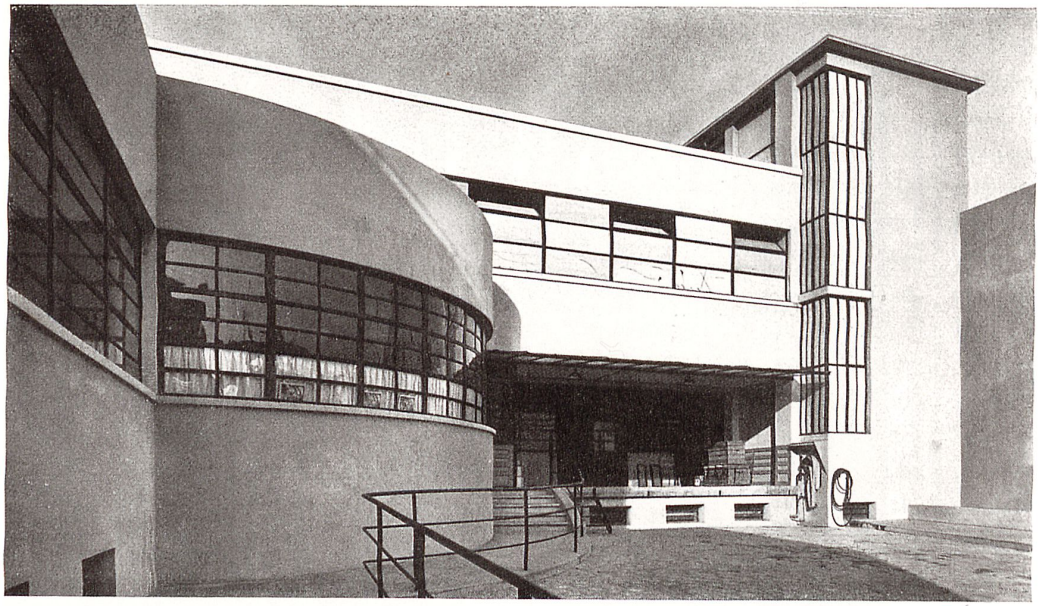
Tabakfabrik der Firma Erven de Wed. J. van Nelle zu Overschie (Rotterdam), Holland Nachtaufnahme von Osten
Architekten J. A. Brinkman und L. C. Van der Vlugt, Rotterdam



Hof, rechts der Direktionsflügel

Fabrik kosmetischer Produkte Phebel in Puteaux bei Paris Architekt Raymond Nicolas, Paris

Hof, runder Empfangssaal



bereits an den drei Standorten in Genf für Unverwechselbarkeit sorgt». Der Neubau Rolex VII, der wichtigste aller präzisen Behälter, kostete rund 500 Millionen und sichert Biels Zukunft. Wer so viel investiert hat, zieht nicht bald weg.

Der Dekorierte

Die dekorierten Behälter sind Kulturfolger; das Privatauto hat sie eingeführt. Ursprünglich war in der Behälterstadt kein Platz für den Detailhandel vorgesehen. Denn in den dekorierten Behältern wird nicht produziert, sondern verkauft. Vier Lastenzüge Gartenartikel pro Tag beim Bau- und Gartenmarkt Hornbach etwa – oder Kleider, Esswaren, Möbel. Zusammenfassend: alles im Centre Boujean. Dieser zonenfremde Verkaufstempel wurde in Zeiten der Uhrenkrise geplant und bewilligt. Zwischen 1964 und 1999 verlor die Stadt 25 Prozent ihrer Einwohner. Wem es schlecht geht, der ist erpressbar. Zu diesem Thema gehört auch das im Prinzip nein, aber. Die Stadt verkauft im Prinzip ihr Land nicht, sie gibt es nur im Baurecht ab. Aber sollte eine wirtschaftliche Grossmacht wie Rolex auf dem Kauf beharren, so ist es im Interesse der Stadt, zu verkaufen.

Der dekorierte Behälter hat keine Fassade, nur eine Hülle. Immer ist er laut. Er verkündet in riesiger Leuchtschrift: Hier bin ich. Er hat etwas Provisorisches, man sieht ihm die wenigen Jahre an, in denen er abgeschrieben wird. Der architektonische Aufwand konzentriert sich auf die Aussenhaut, der Rest ist preiswerter Industriehallenbau. Man betritt ihn von unten, die Parkplätze liegen im Keller. Entweder hat die Stadt den Betreibern die Tiefgarage abgetrotzt – oder das Land ist schon so teuer, dass man es nicht länger für Parkplätze verschwenden kann.

Ein Sonderfall der dekorierten Behälter muss noch erwähnt werden: «Les Stades de Bienne» – ein PPP-Projekt von GLS Architekten und Geninasca Delefortrie mit dem Totalunternehmer HRS, das zurzeit im Bau ist. Ein Fussballstadion für 5200 Zuschauer, eine Eishalle für 7000, sechs Curling Rinks plus Mantelnutzungen sind unter einem riesigen Dach zusammengefasst. Das neue Stadion soll das Zentrum der Behälterstadt werden. «Charisma» erhofft sich der Wirtschaftsförderer, doch wird vieles davon abhängen, in welcher Liga der EHC Biel jeweils spielt.

Das ästhetische Gewicht

Während die Behälter über Direktaufträge entstehen, ist das Stadion das Resultat eines offenen Wettbewerbs. Dabei wurden die Kriterien für einmal offiziell festgelegt: Städtebaulich-architektonische Qualität 35 Prozent, Wirtschaftlichkeit 35 Prozent, technische und betriebliche Qualität sowie Nachhaltigkeit 30 Prozent. Ein beratender Fachausschuss wacht darüber, dass die 35 Prozent Ästhetik eingehalten werden.

Von einem Ensemble im Bözingenfeld allerdings blieben nur Ruinen: vom Schiess- und Scheibenstand. Heute steht die neuste Rolex-Fabrik quer in der Schussbahn. Der Wechsel von der Guisanschweiz, die sparte und reparierte, zur Konsumschweiz, die konsumiert und vergeudet, ist hier zu besichtigen. Vom Schiessstand zur Luxusuhr, vom Wehrwillen zum Welthandel. Die Globalisierung wird sichtbar. Die Schussdistanz beträgt nur 300 Meter, der Mentalitätsunterschied hingegen ist nicht mehr zu überbrücken. Wer den Untergang der alten Igelschweiz studieren will, sollte bei den Schiessständen beginnen. —

Benedikt Loderer, geboren 1945, lernte Bauzeichner, studierte Architektur, wurde Schreiber, war der Gründer und erste Chefredaktor von «Hochparterre», der Zeitschrift für Architektur, Design und Planung und lebt heute als freier Schreiber in Biel.

Peter Meyer (1894–1984) war eine der wichtigsten Stimmen der Schweizer Architekturkritik im 20. Jahrhundert. Er verbrachte Kindheit und Studium in München, war seit 1922 Mitarbeiter der Schweizerischen Bauzeitung und von 1930 bis 1942 Redaktor des «Werk». Als Förderer sachlicher Modernität bekämpfte er ideologische und allzu selbstbezogene avantgardistische Strömungen, was 1942 auf Druck des SWB zu seiner Entlassung führte. Er war Privatdozent und später Professor für Kunstgeschichte an der Universität und der ETH Zürich.